

Eine Romanze

Mein Vater arbeitete 1950 in Hintertal (Österreich) südlich des Steinernen Meeres an der Grenze zu Bayern. An sich war er gelernter Speditionskaufmann aus Innsbruck, der in seiner Freizeit, das heißt am Wochenende, für ein Innsbrucker Reisebüro als Bergführer und Ski-lehrer geführte Touren anbot. Sein Job bestand darin, Amerikanern, die in Europa stationiert waren, ebenso wie amerikanischen Touristen, die in dieser dollarstarken Zeit einen Eindruck von Österreichs gebirgiger Wunderwelt gewinnen wollten, ein alpines Highlight zu ermöglichen. Seine Touren verliefen äußerst erfolgreich, denn er war sprachbegabt, konnte sich flexibel auf ausländische Kunden einstellen und ihnen abends auf der Hütte noch eine folkloristische Zugabe bieten, indem er Gitarre spielte und dazu jodelte.

Aus den Wochenendtouren wurden infolge der Nachfrage längerfristige Aufträge zum Vorteil des Reisebüros ebenso wie zu seinem eigenen Vorteil, denn die selbstbestimmte Arbeit in den Bergen gefiel ihm wesentlich besser als die logistische Büroarbeit in Innsbruck. Er war sechsundzwanzig Jahre alt, hatte seine ganze Jugend unter nationalsozialistischer Gehirnwäsche und die Kriegshölle von Monte Cassino überlebt, sogar mit der Auszeichnung EK 1, so viel Fremdbestimmung genügte ihm für sein ganzes Leben und deshalb schätzte er sich glücklich, seine Berufung endlich als Beruf ausüben zu können.

In dieser Zeit in Hintertal erinnerte er sich an einen Kriegskameraden nördlich des Steinernen Meeres im Berchtesgadener Land, einen Förster, und als die Tage im März milder wurden, beschloss er, diesen zu besuchen. Auf Langlaufskiern überwand er die sechzig Kilometer über den Hirschbichlpass und stand dann an einem Samstag in dem male-
rischen Dorf Ramsau vor der Post. Eine junge Frau verließ gerade das Postamt, er sprach sie an und fragte sie, wo das Forstamt sei.

»Ich muss auch in die Richtung«, sagte sie und begleitete ihn. Eine lebhaft Blondine in seinem Alter, grazile Figur, charmant, sie gefiel ihm. Bis sie an der Neuhausenbrücke ankamen, wo sich ihre Wege trennten, hatte sie ihm ihr Leben erzählt. Sie ging Hermann nicht aus dem Kopf und er beschrieb sie seinem Kriegskameraden, dem Förster.

»Das kann nur die Genie sein, die klettert wie eine Gams. Die hat mit dem Lobenhofer schon Sechsertouren gemacht«, sagte der Förster. Das beeindruckte Hermann. »Kannst du sie mal einladen, wenn ich wieder komme«, bat er seinen Freund. Er hatte gerade für sich beschlossen, die Freundschaft zu seinem Försterfreund zu vertiefen. Sein Freund war zwar kein Bergsteiger, aber er kannte Genie vom Theaterspielen und von Tanzabenden.

»Mach ich«, versprach er und am nächsten Wochenende war Genie zur Theaterprobe bei ihm, als dieser Österreicher völlig verschwitzt auftauchte. Genie gab sich kontaktfreudig. Sie empfand sofort Sympathie für diesen schüchternen Kerl, der mit starkem Tiroler Akzent sprach, das hatte etwas Exotisches. Er war drahtig und nicht besonders groß gewachsen, gleichzeitig wirkte er kraftvoll und selbstsicher. Das gefiel ihr. Dass er verlegen war, gefiel ihr auch. Die meisten Männer ihrer Generation erlebte sie eher als ungestüm, herrisch, vom Krieg geprägt. Das machte ihr Angst. Ihr Vater dagegen war still und beharrlich, ihr Bruder nachgiebig. Der andere Bruder, der Älteste, war in Polen gefallen. Obwohl unter Männern aufgewachsen, hatte sie keine Ahnung von ihnen. Männer arbeiteten hart, jammerten nicht. Was sie empfanden, blieb ein Geheimnis.

Dieser Österreicher indessen strahlte eine Faszination aus, eine Leidenschaft für das Leben, eine stille Tatkraft. Einerseits wirkte er scheu. Er hörte aufmerksam zu, sagte aber selbst wenig. Auf der anderen Seite sprach aus seinen Worten, wenn er etwas erzählte, die Stärke des Einzelgängers, des Individualisten, etwas Unantastbares, das ihr fremd war und gleichzeitig verheißungsvoll erschien. Genie, die auf dem Papier Eugenie, die zum Segen Geborene hieß machte ihrem Namen Ehre. Sie war anmutig und begabt, schrieb Gedichte, musizierte, fühlte sich auf der Theaterbühne ihres Dorfes in ihrem Element, war im elterlichen Haushalt das Mädchen für alles. Die Feriengäste ihrer Mutter liebten

sie, die Bauarbeiter ihres Vaters verehrten sie und die Bergsteiger der Region schätzten sie als zuverlässige, mutige Kameradin am Seil und dass sie noch ledig war, konnte man nur ihrem Eigensinn zuschreiben, auf den Besten zu warten, bis er vor ihr stünde. Als er nun vor ihr stand, beim Abschied vor dem Forsthaus, wusste sie mehr als er, denn Frauen waren für ihn, den Mutterlosen, unbekannte Wesen. Er kannte nur wenige, meist Seilgefährtinnen aus seiner Innsbrucker Zeit, wunderbare Frauen, aber er wusste es nicht, weil sie sein Innerstes nicht erreichten.

Nun ließe sich eine hübsche Romanze rekonstruieren: Zwei Menschen lernen sich kennen, verlieben sich, es gibt gesellschaftliche Hürden zu überwinden (er ist ein armer Schlucker und sie die einzige Tochter selbstbewusster Geschäftsleute, die sich für ihr bezauberndes Nesthäkchen eine gute Partie versprechen), aber am Schluss siegt die Liebe und es gibt ein Happy End. Genie hatte die Liebesromane der damaligen Zeit alle gelesen und glaubte an ein glückliches Ende. Hermann las nur Alpinliteratur, aber auch diese endete meistens mit einem Sieg über die Natur, was ihn zuversichtlich stimmte. Seine Erfahrung hatte ihn gelehrt, dass Schwierigkeiten dazu da waren, überwunden zu werden. Allerdings beschränkten sich diese Erfahrungen auf die geologischen Schwierigkeiten in den Kalkalpen, auf die Vertikale.

Mit Genie tauchte die Horizontale an seinem Horizont auf, das Gegenüber von Angesicht zu Angesicht, das Menschliche, dem er sich bisher durch die Flucht nach oben entziehen konnte. Deswegen endet diese Romanze nicht mit einem Happy End, sondern tragisch wie bei den griechischen Klassikern, die beiden fremd waren. Die Götter mögen es nicht, wenn man ihnen zu nahe kommt. Sie sind eifersüchtig und neidisch wie wir Menschen und denen, die das Glück herausfordern, verlangen diese olympischen Krämerseelen gesalzene Opfer ab.

In den nächsten Monaten überwand Hermann an jedem freien Wochenende die sechzig Kilometer zwischen Hintertal und Ramsau mit dem Fahrrad. Die Strecke war ein Gebirgspfad, keine Bundesstraße und Reifenpannen waren an der Tagesordnung. Trotzdem: Er strahlte, wenn er Genie nach dieser Tour de Force schüchtern in die Arme nahm, er jammerte nie, im Gegenteil. Es sei ein gutes Konditionstraining, beteuerte er, stimmte seine Gitarre, die er auf dem Gepäckträger mitgenom-

men hatte, und jodelte sich in die Herzen von Genies Eltern. Denen war dieser Zigeuner erst einmal suspekt, aber immerhin war er höflich, ein kluger Kopf und leistungsfähig. Sein Ruf als Erstbegeher war beeindruckend, wenngleich ihnen diese Vorstellung in Bezug auf ihre einzige Tochter ein Unbehagen bereitete, das dazu führte, dass Hermann höchstens zur Brotzeit ins Haus geladen wurde, niemals jedoch zum Übernachten in ihrer Gästepension.

Genie war Mitte zwanzig, seit elf Jahren empfängnisfähig, sie hatte außer Küssen und Schuhplattlererotik keine Erfahrung in Sachen Liebe, aber genügend Neugier und Hormone im Blut, um die elterlichen Verbote auf leisen Sohlen zu umgehen. Natürlich hatte sie Angst. Aber die Angst war Teil der Verheißung. Wenn sie Hermann nach dem Abendessen vor die Haustür begleitete, flüsterte sie ihm ins Ohr: »Komm später wieder! Ich warte hinter dem Hühnerstall auf dich.«

Ihr gefiel, dass er warten konnte. Dass er kein Draufgänger war, im Gegensatz zu den betrunkenen Burschen, die gleich aufs Ganze zusteuerten. Hinter dem Hühnerstall sprachen sie über ihr Leben, ihre Träume und erzitterten bei jeder Berührung. Sie ahnten beide, dass ihre Begegnung schicksalhaft und ihre Verbindung unausweichlich war. Wenn er sie an seine Brust drückte und ihr Worte ins Ohr flüsterte, die er noch nie ausgesprochen hatte, von denen er nicht einmal wusste, dass sie in seinem Wortschatz vorkamen, fühlten sie sich so lebendig wie noch nie. Die Liebe war für beide eine Offenbarung.

Für sie das lang ersehnte Glück, über das sie in Romanen gelesen hatte und für ihn eine Woge chaotischer Empfindungen, die ihm den Verstand raubten. Auf seinen einsamen Strecken versuchte er Logik in seine Situation zu bringen, aber es gelang ihm nicht. Sein Begehren war bar jeder Vernunft, es bremste seine Pläne in jeder Hinsicht. Seine kurzfristigen Pläne in Bezug auf die Wochenendtouren in den Kapruner Bergen ebenso wie seine langfristigen Pläne: sich als Bergführer in den Drei- bis Viertausenderregionen der Westalpen einen Namen zu machen. Diese Pläne rückten in unberechenbare Ferne, weil es ihn am Wochenende auf die immer gleiche Strecke nach Ramsau trieb, um diese betörende junge Frau in die Arme zu nehmen.

Silvester 1950 durfte er bis nach Mitternacht mit ihrer Familie feiern. Er spielte Gitarre, sang dazu, ihre Eltern ließen sich von der Stimmung mitreißen, tranken ein paar Gläser Rotwein, den er mitgebracht hatte, und wankten glücklich ins Bett. Er verabschiedete sich und stieg eine Stunde später auf Strümpfen die Außentreppe hoch zu Genies Dachkammer. Er brauchte nicht zu klopfen. Sie empfing ihn in ihrem selbst genähten Batistnachthemd und ihr Herz stand auf Sturm. Diesmal dachte sie nicht einmal an Zurückhaltung. Genug der Konventionen! Man lebte nur einmal, der Krieg hatte ihr bereits ihre Jugend geraubt, ihm auch, nun galt es, das Leben zu feiern, ihm eine Chance zu geben. Es war ein besonderer Tag. Der letzte Tag des halben Jahrhunderts, einer versunkenen Ära, die keine fröhlichen Erinnerungen hervorrief. Und morgen würde ein neues Jahr, eine bessere Zeit und für beide ihr wahres Leben anfangen. Es stand für sie fest, dass sie zusammengehörten. Sie zog ihr Batistnachthemd über den Kopf, sie entblößte sich zum ersten Mal und sie zitterte nicht nur, weil es eisig in der Dachkammer war, ihre weiße Haut leuchtete im Schein der Kerze wie Gletschermilch, sie hatte keine Ahnung davon, was nun geschehen würde, er auch nicht, er hatte noch nie eine nackte Frau gesehen, aber so viel ahnte er von Frauen, um zu erkennen, dass diese eine Perle war, ein Geschenk, das ihm nur einmal im Leben geboten würde. Es war für beide das erste Mal und mehr aufregend als befriedigend, aber es war ein Wunder. Sie fühlten sich wie schmelzendes Wachs, diese zwei Körper, die bisher nur Leistung und Askese kannten, so wie man es von ihnen erwartet hatte. Diese zwei hungrigen Körper fühlten etwas Ursprüngliches, etwas, das gleichzeitig besänftigte und süchtig machte, sie fühlten sich nicht mehr allein.

Als er sie zwei Wochen später wieder in seine Arme schloss, war ihr übel, dann blieb ihre Periode aus. Die Mutter merkte es, bevor sie es merkte, und stellte die unvermeidliche Frage. Im März heirateten sie. Sie war blass und nervös. Er durfte nun bei ihr übernachten, was berauschend war, aber er musste sich auch überlegen, wie es weitergehen sollte. Am liebsten hätte er so weitergemacht wie bisher, aber das war unmöglich. Eine Wochenendbeziehung war damals nicht »comme il faut«, ganz zu schweigen von seinem dürftigen Gehalt. Er bemühte sich um seine ehemalige Stelle als Speditionskaufmann in Innsbruck, seiner Heimatstadt. Es war nicht das, was ihm Spaß machte, aber es war das, was man von einem Mann erwartete. Genie, die er liebevoll Generl nannte, weinte

beim Abschied von ihrer Familie, ihre Eltern fehlten ihr bereits nach der letzten Umarmung. Tante Marie und Onkel Rudolf, in deren Wohnung das Brautpaar vorübergehend eine Schlafkammer bezog, waren freundliche Leute, aber für die Zugezogene zunächst Fremde. Generl war speiübel und sie hatte Heimweh. Sie assistierte Onkel Rudolf tagsüber im Elektroladen und Tante Marie im Haushalt, beides tat sie gern, denn das lenkte vom Heimweh ab und füllte die Stunden, bis ihr Liebster abends nach Hause kam. Dann kochte sie ihm seine Lieblingsspeisen von den wenigen Lebensmitteln, die es damals im Nachkriegsösterreich gab, Bratkartoffeln und Zwetschgenknödel, und wenn sie spätabends die Tür ihrer Kammer hinter sich schlossen, gehörte der Rest des Tages endlich, endlich ihnen allein. Die Schwangerschaft machte sie empfindsam für seine Berührungen, aber auch unsicher in Bezug auf das Ungeborene. Dieses werdende Leben – sie hatte keine Vorstellung, was sich in ihrem Körper abspielte. Aber sie spürte ihn drängender denn je und lechzte nach der Hitze der Vereinigung, um sich nicht so allein zu fühlen. Langsam lernte sie im Dunkel der Nächte ihren Mann kennen. Seine Verletzlichkeit, die ihn stolz und eigenwillig erscheinen ließ. Seine Bedürftigkeit, deren einzige Zeugin sie in seltenen Augenblicken sein durfte. Seine zarte Anbetung ihrer Mutterschaft und seinen Hunger nach Leben, der ihr aus seinem wärmenden, prickelnden Körper entgegenfloss. In den Nächten suchte er Zuflucht bei ihr vor seinem eigenen Starksein-Müssen, vor seiner Einsamkeit, vor seiner an allen Enden zerrenden Unruhe. Ihr Schoß war sein Ruhepol, dort fand er für ein paar Atemzüge den Frieden, der ihm in seiner mutterlosen Kindheit versagt geblieben war.

»Ich war erst vier Jahre alt, als ich meine Mutter verlor«, schrieb er später in seiner Autobiografie. Es ist einer der wenigen Sätze über sein Kindheitstrauma. Sie muss eine feine, zarte Frau gewesen sein. »Ihr Bild und die Sehnsucht nach ihr begleiteten mich im Leben.«

Ihr Bild und die Sehnsucht nach ihr hatten ihn in Generls Arme geweht, die aus ebenso feiner Seide gesponnen war wie seine aus dem Grödner-tal, dem Herzen der Dolomiten stammende Mutter. Aber im Gegensatz zum elegischen Naturell der Südtirolerin war Generl von quecksilbrigem Temperament. Sie durstete nicht nur nach fiebriger Fusion in den Mondnächten, sie hungerte auch nach Beachtung bei Tageslicht, nach

Zerstreuungen, Geselligkeit und den weltlichen Reizen der Innmetro-
pole. Was konnte er ihr schon bieten?

Die Flitterwochen waren ein schmaler Fleckerlteppich von Blitzlichtern,
der Zeit abgerungen, denn Hermann war an den Werktagen bis weit in
die Abende hinein beschäftigt, Überstunden zu sammeln, damit er die
Wochenenden für seine Bergtouren frei hatte.

Die Berge ließen ihn nicht los, Generl konnte ihn verstehen. Bis zum
siebten Monat begleitete sie ihn auf seinen Touren ins Karwendel.
Manchmal bis zur Hütte, manchmal auch weiter hinauf bis zum Ein-
stieg in die Wand, von wo aus sie mit dem Fernglas die Akrobatik seines
Höherklimmens bewundernd verfolgte. So konnte sie an seinen Erleb-
nissen teilhaben und war ihm nahe. Pfingsten 1951 nahm er sie mit auf
eine Bergfahrt in die Schweiz, zur Bernina-Gruppe. Trotz des Baby-
bauches und der ungewohnten Kurzatmigkeit schaffte sie den Piz Palu
und den Piz Bernina, ihre ersten Eistouren, ihren ersten Viertausender.
Beide wussten sie nicht, dass die Anstrengung und der Sauerstoffman-
gel dem Baby schaden könnten. Im Gegenteil: Die reine Bergluft, die
gesunde Durchblutung – das Baby würde ein Teufelskerl werden bei sol-
chem Initialschwung! Sie war glücklich über diese Premiere und er stolz
auf seine tapfere junge Frau. Er hatte die Richtige gefunden, das war ihm
noch nie so klar gewesen wie jetzt. Sie würde mit ihm durch dick und
dünn gehen, wie man sah. Sie war sein Bergkristall, sein Schatz. Über-
mütig geworden begleitete sie ihn sechs Wochen später zur Marmolata,
der weißen Königin der Dolomiten.

Generl kannte bis zu dieser Herausforderung ihre Grenzen selbst nicht.
Das Klettern in den Felswänden der Berchtesgadener Berge war für sie,
die behände Bergziege, immer eine Spielerei gewesen. Die Bernina-Tour
hatte sie ihre ganze Kraft gekostet, gewiss. Aber sie war in Hochform
gewesen. Hier, auf diesem nicht enden wollenden Gletscherriesen, im
zähen Firn unter sengender Sonne, mit ihrem dicken Bauch, schaffte sie
es nur durch Willenskraft, Stunde um Stunde dieser leichtfüßig voraus-
schwirrenden Fata Morgana eines Ehemannes hinterherzustapfen, ohne
aufzugeben. Als sich eine Gletscherspalte vor ihnen auftat, so breit wie
ein Ehebett, brach sie in Tränen aus. Hermann nahm Anlauf und war
mit einem Satz auf der anderen Seite. »Spring!«, ermunterte er sie. »Ich
hab dich am Seil. Es kann überhaupt nichts passieren.« Sie wäre jetzt

gern zu Hause bei ihren Eltern im beschaulichen Garten gesessen, einen Kaffee vor sich und ein Strickzeug für das Baby zwischen den Fingern. Wie konnte sie sich nur auf ein solches Abenteuer einlassen? Dieser Vagabund hatte keinen blassen Schimmer von Frauen, von Babybäuchen, von Verantwortung, vom wirklichen Leben und sie, sie hatte diesen Mann auch noch selbst gewählt. Keiner konnte ihr jetzt helfen. »Entweder du springst oder ich geh allein weiter«, sagte er nach einer Weile, als er merkte, dass sie sich immer tiefer in ihre Angst fallen ließ. Die Gletscherspalte leuchtete ihr grünblau und bodenlos entgegen. Die Julisonne brannte sich in ihr Gesicht. Der reflektierende Firnschnee stach ihr in die Augen. Wenn sie Hermann allein weiterziehen lassen würde, ginge sie vor Verzweiflung ein. Und das Baby auch. Es sollte doch eines Tages stolz sein auf seine tapfere Mutter! Na ja, und auch auf seinen Vater, diesen Hasardeur. Sie nahm dreimal Anlauf und stoppte kurz vorher ab. Seine Geduld war zu Ende, er schüttelte verärgert den Kopf. »Reiß dich zusammen, Herrgott noch mal!«, schimpfte er. Sie ließ sich völlig erschöpft in den Schnee fallen und schluchzte los.

Als er den Karabiner mit dem Seil ausklinkte, ihrer Nabelschnur zu ihm, schrie sie auf. Er sprang zu ihr zurück, dann wieder vorwärts und wieder zurück, ein paar Mal hin und her, immer wieder über die Gletscherspalte, bis sie seinen Parcours nicht mehr ertrug und ihn festhielt. Er nahm sie in den Arm, beschwichtigte sie mit Tröstungen und Versprechungen, die er nach der Tour bereuen sollte, doch so gelang es ihm, sie langsam zu beruhigen. Dann sprang er wieder, sagte noch einmal: »So, jetzt los!«, und sie nahm Anlauf und sprang mit dem Mut eines Menschen, der mit allem abgeschlossen hatte. Sie sah nicht mehr zurück. Sie wusste, sie würden in wenigen Stunden wieder an derselben Spalte stehen. Aber für den Moment war sie gerettet.

Klaglos stieg sie weiter hinter ihm her, immer weiter, wie eine Marionette. Das straff gespannte Seil war ihr Fokus, es gab nichts als dieses Seil und ihre Füße, die widerstandslos dem Diktat gehorchten. Auf dem Gipfel war sie weder stolz noch glücklich. Sie hatte das Gefühl, bis an ihr Lebensende nur noch schlafen zu wollen, doch das war bedeutungslos. Sie wusste, sie würde alles schaffen, was das Leben für sie bereithielt. Der Abstieg war nicht einen Gedanken wert. Sie würde unten ankommen.

Später, in den Jahren, die folgten, dachte sie manchmal an diese Tour, die nur der Anfang war. Der Anfang einer Ehe ohne Schonung, ohne Rücksicht auf ihre eigene Befindlichkeit, ihre Bedürfnisse.

Ihr Bauch wurde nun von Woche zu Woche praller, die Berghose ging auch mit Tricks nicht mehr über die Hüften, sie musste unten bleiben. Wie sehr sehnte sie sich nach ihrer Familie, wenn sie einen Brief aus Ramsau las, in dem die Mutter ihr Grüße von den Stammgästen ausrichtete und über Hochzeiten, Geburten und Todesfälle aus dem Dorf berichtete. Sie hatte entsetzliches Heimweh, dem nur Hermann abhelfen konnte, wenn er sie nachts in die Arme nahm. An den Wochenenden zog er nun allein fort. Er brauchte diesen Spielraum, das Abenteuer. Sie verstand seine Sehnsucht, auch sie sehnte sich. Sie waren beide nie ganz in der Gegenwart zu Hause, die Gegenwart stillte den Hunger nicht. Seinen nach einer Vollkommenheit gleich jener der Natur und ihren nach der vollkommenen Beziehung.

Anfang September konnten sie in eine eigene kleine Wohnung umziehen, in der Defreggerstraße, ganz nah am Elektrogeschäft von Onkel und Tante. Was für ein Glück! Ihr Bruder Franzl brachte die handgefertigten Lärchenmöbel, ihre Aussteuer, im Lieferwagen nach Innsbruck. Im Gepäck befanden sich außerdem echte Ramsauer Bauernbutter, Speck, Johannisbeergelee und Mutters unvergleichlicher Zwetschgendatschi, was alles zusammen wiederum zu Tränen Anlass gab. Weder Ehemann noch Bruder wussten die Tränen zu deuten, nur Tante Marie verstand das Dilemma der verschiedenen Sehnsüchte, dieses grausame Spiel der Gefühle.

Am 11. September 1951, einem Sonntag, war Hermann wie immer unterwegs auf einer Bergfahrt. Generl nagelte Bilder aus Ramsau an die frisch gekalkten Wände, als die Wehen einsetzten. Das Fruchtwasser rann ihr an den Schenkeln hinab, sie erstarrte. Was nun? Der Termin war erst in zwei Wochen. Aber klar, der Umzug hatte ihr viel Schleperei abverlangt. Sie raffte Nachthemd, Kamm und Babysachen zusammen, schrieb einen Zettel für Hermann, den sie abends zurückerwartete, und rannte hinüber zu Tante Marie. Die gute Seele begleitete sie per Straßenbahn ins Krankenhaus und wünschte ihr viel Glück. Generl fragte sich, wo Hermann war, während sie sein Kind auf die Welt brach-



Hermann und Generl heiraten 1951 in der Ramsau bei Berchtesgaden

te? Müsste er nicht wenigstens in der Nähe sein, im Flur, bei den werdenden Vätern, die nervös auf ein quäkendes Lebenszeichen jenseits der Tür warteten? Sie hatte sich die Ehe anders vorgestellt. Aber nun hieß es erst einmal pressen. Noch in derselben Nacht wurde ich geboren. Sie hätte mich so gern als Sonntagskind gesehen. Es nützte nichts. Erst nach Mitternacht, am Montag früh um halb eins ließ ich meinen ersten Schrei hören. Ein paar Stunden später musste sie die Klinik schon wieder verlassen. Die Krankenkasse zahlte bei Patienten dritter Klasse nur die Entbindung. Hermann war derweil auf einer Führungstour mit Fabrikanten im Wilden Kaiser unterwegs gewesen. Ein Wetterumschwung hatte die Gruppe festgehalten, sodass er erst am Montag gegen Abend nach Innsbruck zurückkehrte. Vor der Haustür in der Defreggerstraße begegnete er seiner Frau, die, ein Bündel auf dem Arm, in der abgesetzten Reisetasche nach dem Schlüssel wühlte. »Is des lei die Poppn?«, brachte er überrascht hervor. Mama nickte und Tränen liefen ihr über das blasse Gesicht. Sie war fertig mit allem. So fertig. Er verstand nicht, warum sie weinte. Das Kind war doch goldig. Ein Wunder. Er war hingerissen. Das Kind nannten sie Kriemhild.